



(11)

Die verhegte Stadt.

Eine heitere Spitzbuben-Geschichte von
Karl Ettlinger.

Copyright by Georg Müller
Verlag A.-G. München.

Das Kreuzverhör, dem er unterzogen wurde, verlief denn auch völlig ergebnislos. Affessor Junke sagte die bisherigen Feststellungen zusammen.

Wie hatte sich der Streich abgespielt?

Im Maschinenaal des Elektrizitätswerkes war, nach der übereinstimmenden Aussage der Nachtschicht-Arbeiter, plötzlich der Ruf erschollen: „Ein toller Hund!“ Gleichzeitig sahen sie tatsächlich einen riesigen Stöter lässend durch den Raum laufen. Ob er wirklich toll war, konnten sie nicht beschwören. Die Arbeiter flüchteten Hals über Kopf die Treppe hinaus, und wenige Sekunden später verjagte das Licht.

Als der Hund nicht mehr bellte, traute sich der tapferste von ihnen wieder in den Maschinenaal. Das Vieh war verschwunden. Das mittlere Fenster stand offen. Es war künstlich Kurzschluß herbeigeführt worden, jedoch ohne ernsthafte Beschädigung der Maschinen. So ließ sich der Schaden in wenigen Minuten wieder beheben.

Der Pförtner des Elektrizitätswerkes hatte weder den Hund noch verdächtige Gestalten bemerkt.

Er war wiederholt telephonisch angerufen worden, ohne daß sich der Teilnehmer meldete. Zuletzt hatte er wütend den Hörer eingehängt und hatte auf Anläuten überhaupt nicht mehr reagiert; er ließ sich nicht zum Besten halten.

Also deshalb hatte die Polizei auf ihr Anrufen keine Antwort erhalten!

Während der Dunkelheit führen andere Mitglieder der Bande, die genau nach der Uhr zu arbeiten schien, in Automobilen vor das Kurtheater. Einer, vielleicht derselbe, der der Garderobefrau mittels des Hundehalsbandes Morphinum beigebracht hatte, hielt den Pförtner im Schach; die übrigen räumten in aller Gemütsruhe die Garderobe aus. Spießgesellen stahlen unterdessen im Zuschauerraum, was sie erwischen konnten.

Ein gut ausgedachter, folgerichtiger Fesselungsplan, der achtundneunzig Prozent Wahrscheinlichkeit des Gefangens für sich hatte, mußte Junke zugeben. Wer ihn entworfen hatte, war kein Dummer. Wenn man ihn nur erst hätte!

Die Hausdurchung beim Theaterportier hatte keine Verdachtsmomente ergeben. Der Mann, der schon seit Jahren seinen Türhüterposten bekleidete, war natürlich außer sich, daß man ihn nach all dem ausgestandenen Schrecken auch noch der Mittäterschaft verdächtigte und hatte angekündigt, er werde sich bei der Regierung beschweren. — Gut, mochte er tun.

Auf einem Messingknopf seiner Livree war ein undeutlicher Fingerabdruck gefunden worden, zu dem es aber in der Kartothek der Polizei kein Pendant gab. Photographische Vergrößerungen dieses Fingerabdrucks waren nach allen Polizeibehörden des Landes unterwegs mit der Anfrage, ob man diesen Abdruck kenne.

• Bisher war aus keiner der vier Himmelsrichtungen eine Meldung über ein verdächtiges Automobil oder Fuhrwerk eingetroffen.

Blieb also als einziger Anhaltspunkt der rätselhafte Rechtsanwalt Meier III, von dem man nicht einmal genau wußte, ob er ein Männchen oder ein Weibchen war.

Ein sehr rissiger Ariadnefaden in diesem Labyrinth.

Meier III hatte einen blonden Schnurrbart, trug einen hellen Sommeranzug und besaß einen Foxgrierter Ajax, der aber auch ein Pintscher sein konnte.

Einen Schnurrbart kann man wegwaschen, einen hellen Sommeranzug kann man wechseln oder färben lassen — hole der Teufel solche „Anhaltspunkte“!

Und der Hund Ajax?

Mit dem Hund hatte es offenbar eine besondere Bewandnis. Seit zwei Tagen häuften sich die Anzeigen über Hundediebstähle. Aus allen Stadtvierteln kamen die Anfragen, ob auf der Polizei kein Ami, Butz, Seltor, Waldmann, Fied, Luz, Schwanz, Fips und so weiter abgegeben worden sei.

Heulende alte Jungfrauen erschienen und drohten, ins Wasser zu gehen, wenn sie ihren süßen Käser nicht wiederbekämen; die jourhabenden Polizeibeamten waren der Verzweiflung nahe, und das „Bredendorfer Tageblatt“ verdiente ein Heidegeld an den Anzeigen „Echter Rassehund entlaufen“.

Affessor Junke war überzeugt, daß auch diese Hundediebstähle von der „Villa Sonnenstrahl- und Lohengrinbande“ ausgingen. Aber was verfolgten sie für einen Zweck damit?

Es war, um den Verstand zu verlieren! Der Maharadscha hatte recht: Die Stadt war verhegt.

Meier III hatte seit dem Briefchen an der Telephonzelle nichts mehr von sich hören lassen. Ob er überhaupt noch in Bredendorf war?

Selbstverständlich hatte Junke dem Fremdenheim Sanitas, das der Bandit so großmütig als seinen Wohnsitz angegeben hatte, einen Besuch abgestattet.

Auch hier kein wesentliches Ergebnis.

Mit drei Kriminalbeamten war Junke im Fremdenheim eingerückt, zwei weitere Schutzleute in Zivil bewachten den Hauseingang, — eine höchst überflüssige Belagerung, da Meier III laut seiner eigenen Angabe bereits am Nachmittag zuvor ausgezogen war.

Er hatte unter dem Namen Walter von Wartenberg, Schriftsteller aus Hamburg, gewohnt und war ordnungsgemäß polizeilich angemeldet. Seit drei Jahren erschien er regelmäßig im Sommer für einige Wochen zur Kur, zahlte pünktlich, beschwerte sich nie über die recht gesalzenen Preise, gab gute, aber nicht auffällig hohe Trinkgelder.

Bei den übrigen Pensionsgästen war er sehr beliebt, da er ausgezeichnete Witze zu erzählen verstand, aufs ergötlichste Menschen- und Tierstimmen nachzuahmen wußte. Erst neulich, als es so regnete, hatte er die ganze Gesellschaft köstlich mit Tischenspielerkunststücken unterhalten.

Der Mann konnte nach Ansicht der Pensionsinhaberin Tausende mit seiner Kunst verdienen, wenn er zum Brett ging; aber das hatte er augenscheinlich nicht nötig.

Weshalb er so plötzlich ausgezogen sei? Er sei überhaupt nicht plötzlich ausgezogen, sondern habe schon vor mehreren Tagen gesagt, er müsse demnächst heimreisen.

Ob in der Pension schon einmal Diebstähle vorgekommen seien?

Was dem Herrn Affessor einfiel. Dies

sei ein erstklassiges Haus, in dem so etwas ganz ausgeschlossen sei. Das Dienstpersonal sei schon seit Jahren da.

„Ausgeschlossen“ kein Diebstahl überhaupt nirgends. Ob jemand Herrn von Wartenberg habe abreisen sehen?

Sie sei doch nicht zur Ueberwachung ihrer Gäste da! Er habe sich einen Dienstmann genommen und sein Gepäck an die Bahn bringen lassen. Das machten fast alle Fremden so.

Ob Herr von Wartenberg viel Gepäck gehabt habe?

Nur eine Handtasche und einen großen Lederkoffer. Er habe einige Bücher und Familienbilder besessen, darunter ein schönes Frauenporträt, in Del, das er stets über den Schreibtisch gehängt habe.

Was das für Bücher gewesen seien? Detektivromane, aber auch geschichtliche Memoiren.

Wen das Familienbild vorgestellt habe? Wahrscheinlich seine Mutter.

Warum nur wahrscheinlich? Sei es ihm denn nicht ähnlich gewesen?

Das habe sie nicht finden können. Es sei doch merkwürdig, daß sie einen so alten Gast des Hauses nie gefragt habe, wen das Bild eigentlich vorstelle?

Das sei gar nicht merkwürdig, und sie verbäte sich diesen Ton. Sie sei eine unbescholtenen Steuerzahlerin und Offizierstochter.

Sie habe sich überhaupt nichts zu ver-

bitten, sondern die vorgelegten Fragen zu beantworten und im übrigen den Mund zu halten! Verstanden? — Ob auf dem Lederkoffer vielleicht irgendein Zettel von auswärtigen Hotels oder Gepäckstellen geklebt hätte?

Darauf habe sie nicht geachtet. Ob der angebliche Schriftsteller jemals aus seinen Werken etwas vorgelesen habe?

Er sei öfters aus der Gesellschaft dazu aufgefordert worden; aber er habe geantwortet, so was täte er grundsätzlich nicht.

Ob Herr von Wartenberg den Hund Ajax schon immer mitgebracht habe?

Fajwohl. Es sei ein reizendes Tierchen. Es könne Pfötchen geben, Bitte-bitte machen und sich tot stellen. Uebrigens sei es kein Hund, sondern eine Hündin.

Ajax sei aber doch ein männlicher Name?

Das sei ihr gleichgültig, sie habe wichtigere Sorgen.

Ob Herr von Wartenberg eine Adresse hinterlassen habe?

Nein.

Ob er öfters Besuche empfangen habe? Nur sehr selten.

Auch Damenbesuche?

Sie habe schon einmal betont, daß dies hier ein erstklassiges Haus sei. Sie werde sich über diese Art des Verkehrs beim Polizeipräsidenten beschweren.

Das bleibe ihr unabwehrbar, wenn es ihr Spaß mache. Ob sie ihm nicht den Brief

zeigen könne, in dem Wartenberg seine Ankunft meldete?

Er habe sich stets telegraphisch angemeldet.

Ob sie sonst etwas Schriftliches von ihm besäße? Vielleicht eine Visitenkarte?

Ja, hier eine Visitenkarte.

Es war ein elegantes Klärtchen mit lithographiertem Namenszug „Walter von Wartenberg, Schriftsteller, Hamburg“.

Auf der Rückseite stand mit Bleistift: „Ich komme heute etwas später zum Essen. Stellen Sie mir, bitte, etwas kalten Braten auf mein Zimmer.“

Ihr ergebener W.“

Funkle erkannte die als Damenhandschrift bezeichneten Schriftzüge des Rechtsanwaltes Müller III mit dem charakteristischen großen J.

Er bäte, ihm das Zimmer zu zeigen, in dem Herr von Wartenberg gewohnt habe.

Das könne er gerne sehen. Es sei noch nicht weiter vermietet, — dank der Kunst einer hohen Polizei, die Fremden aus Brelkendorf wegzuedeln.

Sie möge gefälligst solche Bemerkungen unterlassen, sonst werde sie ihn von einer anderen Seite kennenlernen!

Sie ließe sich den Mund nicht verbieten und fürchte sich vor keinem Assessor der Welt. Anschauzen imponiere ihr gar nicht! — Hier sei das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Proß.

Von W. Busch.

Mich wurmt es, wenn ich nur dran denke. — Es sah zu München in der Schenke Ein Proß mit dunkelroter Nase Beim elften oder zwölften Glase.

Da schlich sich kümmerlich heran Ein armer, alter Bettelmann, Jog vor dem Proßen seinen Hut Und sieht: „Gnäd' Herr, ach sein's so gut!“

Der Proß jedoch, suchstestelswild, Statt was zu geben, sucht und schilt: „Gehst raus, Du alter Lump, Du schlechter! Nix möcht' er, als g'rad' faulen möcht' er!“

Eine Pferdegeschichte.

Von teha teha.

Der mir dieses Erlebnis erzählte, wird kaum gedacht haben, daß es einmal gedruckt wird. Aber diese kleine Geschichte hat mich tief ergriffen, eben weil sie so schlicht und einfach ist. Die Helden dieser Skizze sind ein Konsumvereinskutscher und sein Pferd. Sie hatten fünf Jahre zusammen im Frieden gewirkt, liebten sich wie zwei gute Freunde, verstanden sich vielleicht noch besser als manchmal zweibeinige, die sich gut zu sein glauben.

Da kam der Krieg. „Rosi“, so hieß das Tier, wurde als l. v. gleich anfangs ausgemustert, während Hans Gudaus noch eine Galgenstrick erhielt. Aber 1916 erfaßte auch ihn das Kriegsschwungrad. Er kam an die Front. Viele Monate gingen und schwanden, als er eines Tages in Ruhestellung kam. Im gleichen Orte lag die Artilleriebatterie aus seiner Heimat, bei der er einen Bekannten aufsuchen wollte. Er traf ihn nicht im Quartier, nicht in der Kavallerie, nirgends. Schließlich suchte er die Ställe ab.

Auf einmal, als er an einem Stand vorbeiging, gebärdete sich ein Pferd wie wsend; er

sah näher zu und — erblickte seine Rosi. Diese mußte ihn wohl gerochen haben, oder hatte ihn sonstwie trotz seines Volkbartes, trotz der Uniform, trotz dreijähriger Entfremdung wiedererkannt.

Seine Freude war groß; er trat in den Stand und nun gebe ich Hans selbst das Wort:

„Als ich zu meinem Pferde kam, ging es wie ein Schütteln durch seinen Körper. Er riß an der Kette, es drängte sich an mich und sah mich mit seinen Augen so schmerzfüllt an, daß es einen Menschen kaum gelingen wird, so viel Trauer zum Ausdruck zu bringen. Dann legte es seinen Kopf an meine Schulter und blieb so eine Zeit ruhig. Ich bin überzeugt, daß es innerlich weinte, wie ich es äußerlich tat. Rosi sah mich ganz ruhig an, als wollte sie sagen: „Hans, Hans, wohin haben sie uns beide gebracht? Gut, daß du wenigstens da bist.“

Das Pferd drückte seinen Kopf immer fester an mich; jedesmal, wenn ich mich bewegte, verstärkte es den Druck, so daß kein Loskommen war. Aber ich konnte ja nicht immer hier bleiben. Meine ganze Wohnung hätte ich in dieser Viertelstunde darangegeben, Rosi, wie früher, mit Zucker füttern zu können.

Als ich mich aber doch freimachte, war das Tier wie toll. Es riß an seiner Kette, es biß seinen Nachbar, es tanze hin und her. Sobald ich wieder an den Stand kam, wurde es ruhig. Kein Zweifel, Rosi wollte mit fort.

O, wie gut konnte ich das Tier verstehen, mußten wir doch in einigen Tagen wieder vor, in die Schützengräben. Ich riß mich los.“

Soweit die Geschichte von Hans und seiner Rosi. Er konnte mir nicht sagen, ob seine vierbeinige Freundin noch am Leben ist; er hat sie nie wiedergesehen.

Aber während er mir sein Wiedersehen schilderte, kullerten ihm die Tränen über die Waden, die er verstoßen zu besitzigen suchte.

Wie gesagt, es ist nur eine einfache, kleine Geschichte, aber sie hat mich tief ergriffen

Ein Zucht hausbuch.

Von Carl Seelig.

Als Felix Fehrenbach, der Sekretär Kurt Eisners, am 20. Oktober durch das Münchner Volksgericht zu elf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, hoffte mancher, daß das reaktionäre Bayern endlich abgewirksam sei. Doch die Dummheit ist nicht umzubringen, und wenn nicht einige Reichstagsabgeordnete und Presseleute immer wieder auf das haßerfüllte Fehlurteil hingewiesen und im Dezember 1924 die Freilassung erzwungen hätten, so säße Fehrenbach noch mundtot hinter Schloß und Riegel.

Daß er kein gefährlicher Rebell, keine explosive Kampfnatur ist, geht aus seinem Zucht hausbuch „Im Hause der Freundlosen“ — das soeben mit einer Volksausgabe von Karl Marx: „Das Kapital“ im Verlag J. S. W. Dietz (Berlin) erschienen ist — hervor. Als ihn der Gefängnisdirektor ansah, reißt er automatisch die Hände zusammen, die Hände an der Hofenraht. Bald ist ihm die strenge Hausordnung so vertraut, daß er das Wohlgefallen seiner Vorgesetzten findet und in eine bessere Klasse versetzt wird, auch mal Briefe schreiben, Besuche empfangen und statt Getreidesäcke Häftlingskleider fliden darf. Mit innerem Schmerz macht er all die Demütigungen eines gemeinen Zuchthäuslers mit: Leibbesichtigung des Frischeingetroffenen von der Achselhöhle bis zum After, Einkleidung in die braune Kluft, Numerierung, Anbrüllerei. Als Kesther drückt ihn der nachfolgende geistlose Frontdienst doppelt; er mag dabei das empfinden haben, was ihm ein anderer ungeschminkt unter die Nase rieb: „Am Abend greife ich mir an Kopf und A. . . , um festzustellen, ob mir noch nicht Schwanz und Hörner wachsen.“

Sympathisch berührt an diesen mit nichts sogernden Federzeichnungen geschmückten Erinnerungen, daß sie das persönliche Leid nicht über das Leid der vielen Genossen stellen. Sie ergreifen kaum durch die Gewalt der Schilderung denn die dichterischen Partien des Buches sind

fraglos mächtig, sondern durch die sachliche Aufzeichnung nackter Tatsachen und Vorfälle — Vorfälle, wie sie wohl jedes europäische Zuchthaus dann und wann herausbeschwört. Der Vergleich Rosa Luxemburgs geistreichen, tiefmensch-

lichen Briefen an Sonja Liebknecht und das Ehepaar Kautskys mühte Felix Fechenbachs anspruchslöseres Bändchen beschatten, wenn nicht beide als letztes versöhnendes Ziel die Vereinerlichung der Menschheit im Sinne hätten.

malige Geißha, die sich die junge mitgebracht haben, um an ihrem Tanz ihre eigene Jugend und die Zeit, da sie sich zum Klang des Samisen drehte, sich ins Erinnern zurückzurufen.

Ja, sie wollten mir das Mädchen schenken, sei es auch nur für diese Nacht. Ich höre, wie die älteste der Frauen der Geißha einige energische Worte zuräumt. Langsam und schüchtern wie ein scheues Tier kommt sie daraufhin auf mich zu, und als sie furchsam und ängstlich, nur für einen Augenblick die Augen zu mir aufschlägt, erkenne ich, daß es alles andere als Meneigung ist, was sie so scheu macht.

Aus: Colin Ross, Das Meer der Entscheidungen, beiderseits des Pazifik (Brochhaus, Leipzig). Halbleinen 8 Mark.

Kirschblütenfest am Biwasee.

Von Colin Ross.

Der Priester zog den langen Klöppel, der wie ein Mauerwidder von außen gegen die Tempelglocke hing, ein Stück zurück und ließ ihn gegen die Bronze schnellen. Sie sandte einen saftigen, singenden Ton aus, der wie ein süßer Ruf weicher Frauenstimme über den See verhallte. Es ist dieser Ton, der die Abendglocke von Miwera über Japan und die ganze Welt berühmt machte.

Die Tempelbesucher, die der gütigen Kwanon Opfer darbrachten oder in den offenen Galerien und Terrassen um den Tempel saßen und Tee tranken, hielten für einen Augenblick still und lauschten dem Klang nach. Wie der Klage der über Kataia ziehenden Wildgänse erstarrte er schließlich über dem See. Die hohen, schlanken Segel der nach Yabasa zurücksegelnden Boote glitten in der ersterbenden Brise langsam und feierlich gleich Frauen in weißen Gewändern über den zu schimmernder Metallplatte ersparten See.

Die Blüten tropften schwer und langsam von den Bäumen, fielen auf die Steintrappe und wiesen den verspäteten Tempelbesuchern den Weg hinunter zu dem mit rosigem Laternen geschmückten Pfad, der in den Kirschblütenhain führte. An den Wegen und grünen Plätzen saßen auf Matten Familien und Gruppen von jungen Leuten mit Geißha, und darüber hing es wie Wolken im Abendrot an den Bäumen, an denen noch kein grünes Blättchen war, sondern nichts als schneeweiß-rosige Blütenpracht.

Auf der Anhöhe über dem Tempel war noch ein Plätzchen frei. Die flinke, kleine Kejan bereicherte die Matte und brachte Sake. Ringsum wurde Sake getrunken und die Kejan mußte immer neue Flaschen zum Wärmen in den mit heißem Wasser gefüllten Kupferkessel stellen, der über glimmendem Feuer auf dem freien Plätzchen hing.

In den Teich zu meinen Füßen tropften die Blüten, ballten sich hier zu rosigen Schildkröten zusammen, die langsam über das glatte Wasser trieben. Durch die Lüden in den Blütenwolken sah man Teile des Sees, der sich langsam violett zu färben begann, bis der Mond aufging, der den See, die Blüten und den Teich in weißlichen Schimmer tauchte. Gleichzeitig aber wurden die Fackeln und Holzstöcke angezündet, die in kleinen Eisenkörben unter den Bäumen hingen, und in ihrem warmen, roten Lichte brachen die Blütenwolken gleich den zarten Blutstropfen einer gemarterten Heiligen aus dem zitternden Schimmer des Himmelsleibes.

Rings um die lichten Blütenhaine lag die Nacht in dichtem Schleier, und einzelne Gruppen an seinem Rand begannen im Dämmern zu verschwimmen wie Figuren, die der Schwamm auf der Tafel langsam ins Nichts verfließt. Aber wenn die niederbrennenden Holzstöcke frische Nahrung bekamen, warfen sie ein plötzliches, grelles Licht, das den goldbeiden Kimono einer tanzenden Geißha wie flatternde Schmetterlinge und glitzernde Leuchtkäfer aufleuchten ließ.

Ringsum klangen die Samisen und die Stimmen der singenden Mädchen, und wie die Nacht immer tiefer sank und der Sake die Gemüter erhitzte, flogen helles Lachen auf und unerbittliche Schreie der Lust. Aber nirgends wurde

es laut oder lärmend oder roh oder gab es Streit.

Ich schlienderte zwischen den Gruppen der Zechenden mit den singenden und tanzenden Mädchen, und überall wurden mir freundliche, lächelnde Blicke und einladende Rufe und Gesen, mitzutrinken und mich mitzufreuen an den schlanken, sich unter den Blüten drehenden Mädchen.

Rings am Rande des Kirschblütenhaines, der zwischen den dunklen Kiefern lag wie eine schimmernde Lotusblüte auf schilfbedecktem Teiche, stand ein kleines Tempelchen. Ein unklares Gefühl trieb mich hin, mich, den einzigen Weißen unter all dem fremden harmlos fröhlichen Volk, mein Opfer darzubringen, mich zu neigen und dreimal in die Hände zu klatschen, um nicht fremd unter den Blüten zu wandern, sondern eins zu werden mit diesem See, diesen Bergen, dem Lande und seinen Göttern und Menschen, die an den tiefsten Tiefen meiner Seele rührten, als sei da ein Gemeinsames, das sich in ewigem Heimweh verzehren müßte, sobald ich Nippons Küste verlassen.

Wie meine Münze hart in der hölzernen Opferkiste aufschlägt, sucht im Dunkeln etwas auf und schreckt an mir vorbei. Wie es in den Lichtkreis des Holzfeuers tritt, erkenne ich eine kleine, zierliche Japanerin. Unwillkürlich schreite ich ihr nach und sehe sie in einer Gruppe lauernder Frauen verschwinden. Die Frauen winkten mir einladend. Es sind lauter ältere Frauen in dunklen Kimonos. Sie sitzen auf einer Matte hart über dem Hang, der zum See hinunter steil abfällt. Mitten zwischen sie ist das kleine Mädchen aus dem Tempel untergetaucht, wie ein Klüden unter die Flügel der Glucke. Aber als ich die krebenzte Sakechale geleert, sie gespült und sie den Frauen neu gefüllt zurückgereicht habe, rufen sie die kleine Geißha. Eine der Frauen nimmt das Samisen, und die Geißha kommt schüchtern heran und beginnt auf der Matte zwischen uns zu tanzen.

Wie ich das Gesicht des Mädchens sehe, zude ich zusammen: das ist doch O-Yuki. Aber wie sollte O-Yuki hierherkommen! Und dann, habe ich mir ihr Gesicht denn überhaupt eingepägt, und sind nicht alle diese zart gemalten Geißhagesichter einander gleich. Aber es sind O-Yukis Hände, die die Tanzende jetzt hebt, und die zwischen den hängenden Blüten verschwinden und wieder herabtropfen, als seien sie ein Teil von ihnen.

Eine der Frauen nimmt der anderen das Instrument weg. Sie spielen und feuern das Mädchen zu unerträglichem Tanzen an. Sie trinken — und trinken mir zu. Es ist phantastisch ungewöhnlich: Ich sitze unter Blüten, hoch über dem Biwasee mitten unter diesen älteren Frauen, als gehörte ich zu ihnen, und diese zarte, kleine Menschenblüte wird mir vorgeführt wie ein edles Tier, das man mir schenken will. Alles ist so anders, so ganz anders, als man es in Japan kennt und erwartet!

Wer sind diese Frauen? Die Unterhaltung mit ihnen ist schwierig. Nur so viel entnehme ich, daß sie von auswärts sind, daß sie ohne jede männliche Begleitung kamen und mit dem Frühzug wieder abreisen. Vielleicht sind es ehe-

Zahnpflege und Krankheiten.

Wenn von Ärzten und Zahnärzten immer wieder und wieder auf die Notwendigkeit einer gründlichen Zahnpflege hingewiesen wird, so sind es keineswegs nur Schönheitsgründe, welche die berufenen Hüter der Volksgesundheit zu diesen Ermahnungen: veranlassen. Weit mehr sind es die Zusammenhänge, die zwischen kranken Zähnen und einer ganzen Reihe von Allgemeinerkrankungen bestehen. Zunächst sind hier die Störungen von Mundatmung, Neigung zu Katarthen bei fehlerhafter Stellung der Zähne und Ernährungsstörungen bei starkem Zahnverlust zu nennen. Auch Fälle von Tuberkulose und Strahlenpilz-Erkrankungen (Aktinomykose) sind beschrieben worden, bei denen der faulige Pahn die Eingangspforte der Krankheitserreger bildete.

Viel mehr fällt aber bei Betrachtung über Beziehungen zwischen kranken Zähnen und Allgemeinerkrankungen der ursächliche Zusammenhang zwischen primären Zahnläden und anschließender akuter Blutvergiftung ins Gewicht. Gewöhnlich ist der Verlauf hier so, daß die Zahnpulpa — das nerven- und gefährliche Gewebe in der Zahnhöhle — vereitert; die Eiterung greift auf die Knochenhaut, den Knochen über, es kommt zu Anschwellung und Vereiterung der umgebenden Weichteile, und der Eiter bahnt sich den Weg in die Tiefe oder er senkt sich unter der Haut des Halses nach dem Schlüsselbein bis in die Achselhöhle bezw. bis auf den Rücken hin. In anderen Fällen bricht der Eiterherd in ein Blutgefäß ein, es kommt zu Abszessen, zu Herzinnenhautentzündung, es bilden sich zahlreiche eitrige Gerinnsel in der Blutbahn — und wir haben das Bild der allgemeinen Blutvergiftung. Aber auch unsachgemäße Behandlung der Zähne kann die Ursache derartiger Unheilfälle bilden. Entweder durch das unzuverlässige Herausziehen eines kranken Zahnes oder durch Herumwühlen in der Wunde mit nicht ganz sauberen Instrumenten werden Krankheitskeime in das entzündete und gequetschte Gewebe gepreßt. Hier kann die Blutvergiftung schon nach wenigen Tagen einsetzen, ohne daß sich vorher nennenswerte Erscheinungen gezeigt hätten.

Man kann also jedem, der derartige schwere Zufälle vermeiden will, nur den dringenden Rat geben, seine Zähne sorgfältig zu pflegen, sie alle Halbjahre bzw. alle Jahre von einem sachverständigen Zahnarzt nachsehen zu lassen und vor allem diesen v.a. Beschwerden sobald als möglich aufzuzuchen.

Teilhaftig sei ein jeder der ganzen Fülle dieser schönen Welt durch sein gebildet Herz, durch seine Seele. Das Schöne rings zu schauen und zu fühlen das ist das Recht, das jeder an die Welt hat und an die Menschheit. L. Scherer.

Schönheiten und Geheimnisse der Natur.

Von Felix Fehnbach.

„Erwanderte deutsche Geologie — Die jächsische Schweiz“, heißt ein neues Büchlein von Wilhelm Bölsche, das der Verlag J. G. W. Dietz' Nachfolger, Berlin, zum Preise von 2.50 Mark in geschmackvollem Ganzleinenband herausgebracht hat. Einen vorbildlichen Führer durch die Schönheiten und Geheimnisse der Natur hat der weltbekannte Naturwissenschaftler da geschaffen. Nicht einen „Führer“ im üblichen hergebrachten Sinn, sondern eine famose geologische Plauderei, die durch all die romantisch-schönen Partien der Sächsischen Schweiz, bis hinein in böhmisches Land führt und uns mit feinsinniger Erzählerkunst in das geheime Leben und Wirken der Naturkräfte einwehrt. Dazu ist das Bändchen mit einer großen Zahl wohlgelegener photographischer Aufnahmen ausgestattet. Ein Büchlein, das Junge und Alte, Naturfreunde und Pädagogen, alle, die ein offenes Auge für das Schöne und Gewaltige in der Natur haben, von der ersten bis zur letzten Seite feißelt. Jahrmillionen ziehen an uns vorüber, während wir mit Bölsche durch das schöne Stückchen Erde wandern. Von der aufstrebenden Arbeit des Kreidemeeres, von der Eiszeit, von vulkanischen Kräften und Faltungen des Bodens durch Erkalten des Erdinnern, vom unermüdlichen Schaffen und Bohren des Wassertropfens, von der Elbe und allen anderen Kräften hören wir, die zum Werden der heutigen Landschaft beigetragen hat. Und das alles ist nicht trockene, verstaubte Wissenschaft, sondern köstlichstes Leben in Wilhelm Bölsches plastischer Schilderkunst vermittelt. In den zusammenfassenden Schlusssätzen dokumentiert uns Bölsche nochmals den Geist unbefangenen Denkens, der das ganze Büchlein beherrscht, wenn er sagt:

Heute wächst ein neues Geschlecht in diese Dinge einfach hinein. Ihm hängt das alles zusammen. Diese Erdgeschichte, die den Elbsandstein dort natürlich gebaut hat, hat auch den Menschen nach demselben Naturgesetz gebaut. Und mit derselben Wucht, mit der das Regenwasser diesen Stein in Fahrenaufenden zersprengt hat, zersprengt auch das unbefangene Denken den Berg der Vorurteile, in wo der Mensch sich verwickelt hat. Wenn wir die Elbe aufwärtsfahren, diese Berge anschauen, dieses ganze Naturbild mit seiner jähen und doch so erfolgreichen Arbeit, dann erstarkt in uns der Mut, daß, wie Goethe sagt, „Der Tag dem Edlen endlich komme“. Die schliche Arbeit des Einzelnen gleicht dem Sandlöschchen, das einem Wassertropfen schließlich die Gestalt eines ganzen Gebirges erwächst. Auch wir bauen in unsere geistigen, unserer sozialen Arbeit an einem Gebirgsbau der Menschheit, wo gewisse Wahrheiten, stehen bleiben sollen, die uns freier und glücklicher machen, während der Schutt des Wertlosen, Verengenden, unfrei Machenden, hoffnungslos talabwärts sinkt. Wassertropfen sind wir alle — aber Tropfen, die Gebirge abtragen und errichten.

Tierbeobachter.

Ein Tier, das seinen Magen ausspuckt. Das ist keine Fabel aus dem Altertum, sondern eine naturwissenschaftliche Beobachtung, die wir in dem neuesten Kosmosbändchen von Dr. Kurt Möricke, Wundertiere des Meeres, finden. Die Seegurke oder Seeanise, die sich massenhaft am Meeresufer vorfindet, ist ein sehr reizbares Geschöpf. Nergert man sie nämlich tüchtig, so überläßt sie sich, aber sie speit nicht etwa nur ihren

Mageninhalt aus, wie andere Tiere in ähnlicher Lage, sondern sie macht die Sache gleich so gründlich wie nur irgendmöglich, indem sie auch den Magen selbst nebst dem Speiserohr ausspuckt, ja mehr oder weniger sämtliche Eingeweide, die von einer ekelhaften Klebrigkeit sind. Diese fürchterliche Selbstverstümmelung, die für jedes andere Tier einen qualvollen Tod bedeuten würde, scheint die Seegurke gar nicht so sonderlich anzusehen, denn die abgerissenen Eingeweide ergänzen sich durch Nachwachsen in erstaunlich kurzer Zeit noch vollständig, selbst wenn zunächst ein wenig mehr übrig geblieben war, als ein hohler Lederfad mit dem Fühlerstanz am Munde. Der widerliche Vorgang, der vielleicht ein Verteidigungsmittel darstellt, scheint sich sogar recht häufig abzuspielen, denn man findet nur selten Seegurken mit vollständigem Magen.

Allerlei.

Vom Stottern. Das Stottern beruht nach neuerer Ansicht auf einem Minderwertigkeitsgefühl, das in Gegenwart eines hörenden Menschen auftritt; der Kranke fühlt sich nicht in der Lage, die Worte ordnungsgemäß auszusprechen. Die Behandlung besteht in erster Linie in Beeinflussung dieser falschen krankhaften Empfindung. So kamen Hypnose und Psychoanalyse als Heilmittel in Anwendung. Es gilt weiterhin, das Selbstvertrauen zu stärken; gegebenenfalls kommt auch eine längere Abwesenheit von der Familie in Frage; Leibesübungen und sportliche Betätigung leisten mitunter hierbei wertvolle Dienste. Vor kurzem ist nun die Ansicht aufgetaucht, daß das Minderwertigkeitsgefühl eine Folge von mangelhaftem Funktionieren der Nebennierenrinde sei. Die Nebenniere ist ein kleines Organ, das wie eine Kappe auf der Niere sitzt. Es wird empfohlen, Nebennierenrinde als Heilmittel gegen Stottern verabreichen zu lassen. Die bisherigen Erfolge ermutigen jedenfalls zu einem Versuche.

Der Teddybär als Nährmutter. Ein Mitarbeiter des „Kosmos“ erzählt: Der jüngste Sohn einer mir bekannten Familie hatte die Erlaubnis erhalten, einen jungen Hund zu kaufen. Das Tierchen war gerade von der Mutter weggenommen und trug noch nicht selbst. Alle Mittel, es mit der Flasche oder auf andere Weise zu ernähren, scheiterten, da das Tier jede Nahrungsaufnahme verweigerte. Man kam deswegen auf den eigenartigen Gedanken, einen Muttererfah zu schaffen dadurch, daß man einem Teddybären eine Milchflasche zwischen die Beine schob und den jungen Hund daran legte, und siehe da: er trank mit wilder Gier und wird seitdem auf diese etwas eigenartige Weise großgezogen. Diese Tatsache ist wissenschaftlich nicht ohne Belang, da hier von irgendwelchen Geruchssozialtionen keine Rede sein kann.

Weiteres.

Konversation. Montesquieu unterhielt sich eines Tages mit einem Rat des Parlaments in Bordeaux, einem Mann von großer Eigenliebe und wenig Verdiensten. Nach einigen Erörterungen sagte der Rat zu Montesquieu: „Ich gebe meinen Kopf dafür, wenn es nicht so ist, wie ich es Ihnen sage!“ — „Ich nehme ihn an“, erwiderte Montesquieu, „keine Geschenke erhalten die Freundschaft.“

Es stimmt. Bei Geheimrats war großer Maskenball. In vorgerückter Stunde klopfte

eine Maske dem Kommerzienrat Goldbaum vertraulich auf die Schulter. „Nun, schöne Maske, kennst du mich denn?“ fragt Goldbaum. „Freilich, ganz gut, ich habe ja ein Kind von dir!“ Ein wenig indigniert sucht Goldbaum abzuwehren. „Du meinst sicher meinen Sohn!“ „Aber nein“, entgegnet die Maske, „den kenn' ich noch besser, von dem hab' ich ja drei Kinder.“ Das ist Goldbaum denn nun doch zu viel. Energetisch besteht er beim Hausherrn darauf, daß die Identität dieser Person festgestellt wird. Der Goldbaum war sehr überrascht, als nach der Demaskierung seine Schwiegertochter vor ihm stand.

Ein vierzigjähriger Junggeselle hatte plötzlich eine reiche Dame geheiratet. Er lädt einen Freund zum Besuch ein. Dieser sagt zu ihm während dem Essen leise: „Du deine Frau gefällt mir nicht; sie schielt und scheint auch dumme zu sein.“ Ruhig sagte der Ehemann: „Sage nur laut, sie hört nichts.“

Rätsel-Ecke.

Kreuzwort-Rätsel.

1		6	10		14
	16		8		
	3		17		13
18	5				12
	10			20	
2			9		15
			7		11
		22			
23					21

Vertikale Reihen: 1. Indische Rasse, 2. Männername, 3. Handwerkszeug, 4. Ausruf, 5. Pflanze, 6. Biblischer Name, 7. Stadt, 8. Englischer Frauenname, 9. Asiatische Landschaft, 10. Uferbau, 11. Biblischer Name, 12. Gedicht, 13. Neben den Weg, 14. Amtstracht, 15. Blühenstand. — Horizontale Reihen: 1. Stadt, 10. Fährhölde, 12. Dimmelsrichtung, 19. Gestirn, 20. Planet, 2. Waffe, 21. Wahrheitsbeweis, 7. Weltenteil, 22. Abkürzung, 23. Gewicht, 24. Blume.

Unterschiede.

Es wächst mit H, es wächst mit D und auch mit R, indessen — Das erste stößt, das zweite sticht, das dritte wird gegessen!

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer

Silberrätsel: Man, Deming, Zinn, Gades, Amu, Chateaubriand, Rousseau, Eger, Eger, Ulan, David, Koban, Rogas, Elster, Wada, Nahab, Libelle, Junglaub, Wotan, Urian, Baje, Rogas, Kreopag, Timbuktu, Witau, Nitrat, Eider — Und ging's auch drunter und drüber, wir bleiben unverzagt und munter.

Kapitelrätsel: Des Knaben Wunderhorn.

Märchen und Erzählungen: Fährhölde und Finken.